

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

5. Jahrgang Nr. 3, Advent 2001



Auf der Flucht ...

Wir gingen nachts gen Bethlehem
und suchten übers Feld
den schiefen Stall aus Stroh und Lehm,
von Hunden fern umbellt.

Und drängten auf die morsche Schwelle
und sahen an das Kind.
Der Schnee trieb durch die Luke hell
und draußen Eis und Wind.

Ein Ochs nur blies die Krippe warm,
der nah der Mutter stand.
Wie war ihr Kleid, ihr Kopftuch arm,
wie mager ihre Hand.

Ein Esel hielt sein Maul ins Heu,
fraß Dorn und Diestel sacht.
Er rupfte weich die Krippenstreu,
o bitterkalte Nacht.

Wir hatten nichts als unsern Stock,
kein Schaf, kein eigen Land,
geflickt und fasrig war der Rock,
nachts keine warme Wand.

Wir standen scheu und stummen Munds:
Die Hirten, Kind, sind hier.
Und beteten und wünschten uns
Gerät und Pflug und Stier.

Und standen lang und schluckten Zorn,
weil uns das Kind nicht sah.
Griff nicht das Kind dem Ochs ans Horn
und lag dem Esel nah?

Es brannte ab der Span aus Kien.
Das Kind schrie und schlief ein.
Wir rührten uns, feldein zu ziehn.
wie waren wir allein!

Daß diese Welt nun besser wird, so sprach der
Mann der Frau,
für Zimmermann und Knecht und Hirt,
das wisse er genau.

Ungläubig hörten wir's – doch gern.
Viel Jammer trug die Welt.
Es schneite stark. Und ohne Stern
ging es durch Busch und Feld.

Gras, Vogel, Lamm und Netz und Hecht,
Gott gab es uns zu Lehn.
Die Erde aufgeteilt gerecht,
wir hätten gern gesehn.

Inhalt

Peter Huchel Die Hirtenstrophe	2
Editorial	3
Christina Lenz Und sie fanden keinen Raum	4
Claudia Ondracek Unter fremdem Tannenbaum	6
Stephen Summers / George James Das Dilemma des Schützen Tim Gray	7
George Hunsinger Christen für den Frieden	10
Umfrage	12
Friederike Palandt Flüchtlinge im Sudan	14
Jörg Machel Heimatlos auf immer	16
Matthias Zuber In der Freiheit eingesperrt	17
Eugen Drewermann K wie Krieg	20
Lesezeit	21
Gemeinde im Überblick	22
Ein Weihnachtsbrief / Impressum	23

Editorial



Liebe Leserin und lieber Leser,

Solange ich zurückdenken kann, hatte ich immer wieder den gleichen Traum: Irgendwo in einer mir bekannten Stadt oder in meinem Heimatdorf trennt eine Mauer oder ein Zaun das vertraute Gebiet und ich bin auf der falschen Seite. Nie sind Wächter zu sehen, aber ich weiß, dass es gefährlich ist, die Seite zu wechseln, lebensgefährlich. Irgendwann finde ich eine Lücke oder eine Leiter und fliehe. Plötzlich ist alles anders. Mir geht es gut, ich fühle mich wunderbar frei. Schon aus der Schulzeit erinnere ich mich an diesen Traum, und er kam immer wieder bis ich die Mauer Anfang der achtziger Jahre mit einer Ausreisegenehmigung in der Tasche hinter mir ließ. Damit war der Traum vorbei.

Ich hatte und habe sehr gute Freunde, die ihre persönliche Freiheit auch hinter der Mauer zu leben vermochten, die sich nicht mit dem Eingesperrtsein abfanden, es in Solidarität zu ihren Mitmenschen aber zähneknirschend ertrugen.

Mir ging es anders, ich hätte die DDR auch dann verlassen wollen, wenn mich kein deutsches Vaterland hinter der Mauer mit offenen Armen willkommen geheißen hätte. Ich hätte dieses Land auch in Richtung Italien, Frankreich, Brasilien, Nepal verlassen wollen, um dieses Atemzugs der Freiheit willen, den ich aus meinen Nachtträumen doch schon so gut kannte.

Die Weihnachtsgeschichte erinnert an die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten. Wir erzählen in diesem Heft von Menschen auf der Suche nach einem Leben in Sicherheit und in Würde.

Eine gesegnete Weihnachtszeit
wünscht Ihnen Pfarrer Jörg Machel

Und sie fanden keinen Raum

Keine Weihnachtsgeschichte

Christina Lenz / In Siebenbeuthen in Frau Reder aufgewachsen, einem kleinen Dorf in der Provinz Brandenburg, dort, wo die Neiße in die Oder fließt. Der Ort zählte damals etwa 300 Einwohner. Frau Reder war verheiratet, ihr Mann Berufssoldat. Sie lebte mit der Schwester im Haus der Eltern. Dieses Haus hatte drei Wohnungen, so bot es genügend Platz für alle. Der Vater war Kahnreeder, das Schiff lag in Breslau.

Während der ersten Kriegsjahre ging es der Familie noch gut, sie hatten eigene Tiere und einen Garten, so

Anlässlich eines Gesprächskreises, den ich regelmäßig im Seniorenwohnheim in der Köpenicker Straße leite, kam ich mit den Senioren auf das Thema „Flucht“. Frau Reder (Name von der Redaktion geändert) hat mir ihre Geschichte erzählt.

bekamen sie vom Hunger in den Städten nicht viel mit.

In der Zeit von 1944–1946 galt Herr Reder als vermisst. Mit dem Näherkommen der Front wuchs die Angst in Siebenbeuthen. Die Dorfbewohner beschlossen, im Februar 1945 über die Oder in Richtung Westen zu fliehen. Der Winter war sehr kalt, die Oder zugefroren. Mit dem Fährmann verhandelte die Schwester von Frau Reder, er sollte ihnen sagen, wann es ungefährlich sei, über den Fluss und das Eis zu fliehen. Am 4. Februar 1945 brachen die Dorfleute auf. Sie hatten nur das Notwendigste zusammengepackt, Frau Reder einen Koffer mit Babysachen, denn sie hatte einen Säugling; ihre Eltern Lebensmittel, Kleidung, Decken. Einen Handwagen voll, mehr nicht. Das ganze Dorf war unterwegs.



aus dem Familienalbum 1

Beim Betreten der Oder knackte und knirschte das Eis unter jedem Schritt, aber es hielt stand, alle kamen gesund auf die andere Seite des Flusses. Von dort hörten sie Stimmen von Russen über den Fluss rufen: „Deutsche Frauen und Mädchen, kommt zurück, hier fließt Milch und Honig!“ Aber niemand ging zurück, alle strebten weiter Richtung

Ratzdorf, denn dort gab es einen Bahnhof. Drei Tage waren sie zu Fuß unterwegs, geschlafen haben sie in Scheunen, es war kalt und ungemütlich, aber besser, als im Freien zu übernachten.

Von Ratzdorf ging es über Fürstenberg, Belzig nach Lehnin, immer in kleinen Etappen mit der Bahn. In Lehnin erlebte Frau Reder das Kriegsende. Für die Flüchtlinge gab es jedoch keine Lebensmittelkarten, sie wurden im Sommer 1945 zurück in ihre Heimat geschickt; so machte sich auch die Familie von Frau Reder auf und zog zurück nach Siebenbeuthen.

Das aber gehörte inzwischen zu Polen. Ihr Haus war schon von einer polnischen Familie bewohnt, dennoch fanden sie in einer der Wohnungen Unterschlupf.

Als sie das Haus betraten, kam ihnen die Katze entgegen, die sie im Februar verlassen hatten. Dieser Anblick rührte Frau Reder sehr. Das Tier hatte überlebt, war allerdings völlig verändert, schreckhaft und ein wenig neurotisch. Bei jedem schweren Schritt zuckte es zusammen. „Es muss Angst vor den Soldatentiefeln gehabt haben“, so erklärte Frau Reder das Verhalten des Tieres.

Gelebt hat die Familie von den eingelagerten Kartoffeln, die noch im Keller des Elternhauses waren. Der kleine Sohn jedoch kränkelte, er hatte schwere Ernährungsstörungen. Die polnische Magd des Bürgermeisters von Siebenbeuthen hatte Mitleid mit der deutschen Frau mit dem kranken Baby. Immer, wenn der Bürgermeister außer Haus war, holte sie Frau Reder und gab ihr ein wenig Magermilch, die sie im Haushalt zurückbehielt.

Nach fünf Wochen in Siebenbeuthen hieß es dann für alle Deutschen: „Ihr müsst innerhalb von dreißig Minuten das Land verlassen.“ Dieser Befehl war ein harter Schlag. Frau Reders Vater ließ seinen Kahn in Breslau zurück und kam mit der Bahn nach Siebenbeuthen. Dort packte er in aller Eile eine Aktentasche mit den wichtigsten Papieren zusammen. Diese Aktentasche wurde gehütet wie ein Schatz.



aus dem Familienalbum 2



Die Oder bei Lebus

Frau Reder aber sorgte sich vor allem um ihren inzwischen sehr kranken sieben Monate alten Sohn, der an starkem Brechdurchfall litt und keinerlei Widerstandskräfte mehr hatte. Sie packte ein zweites Mal den Kinderwagen mit Wäsche und Windeln. Diese Flucht war weitaus schwerer für sie als die erste freiwillige. Der Sohn musste häufig gewickelt werden, die Windeln wurden in oftmals sehr dreckigen Straßengraben ausgewaschen und am Griff des Kinderwagens zum Trocknen aufgehängt. Kein Dorf wollte die Familie aufnehmen, die zuständigen Bürgermeister haben sie abgewehrt. In Tyrow dann starb Frau Reders Kind. Der Vater hatte seinen Sohn nicht einmal kennen gelernt. Sie suchte einen Tischler in dem kleinen Ort auf und bat ihn, ihr eine Kiste für den kleinen Leichnam zusammen zu nageln, damit sie ihr erstes Kind würdevoll bestatten könnte. Diesen Verlust hat Frau Reder bis heute nicht verwunden. Auf der Flucht jedoch blieb für ihre Trauer nur wenig Zeit. Es musste ein neues Zuhause gefunden werden. Alle Dörfer, in die sie kamen, wiesen sie ab, niemand wollte noch mehr Flüchtlinge aufnehmen, es gab sowieso schon

nicht genügend zu essen, überall herrschte Platzmangel, bei den Bauern waren die Scheunen und Ställe schon zu überfüllten Flüchtlingslagern geworden. Sie wurden nach Lehnin geschickt. „Die Gemeinde, in der ihr im Winter gewesen seid, muss euch aufnehmen“, so wurde ihnen gesagt.

Nach drei Wochen Fußmarsch gelangten sie schließlich nach Lehnin und kamen dort in einer, für die Zeit recht komfortablen Baracke unter, die schon fließend Wasser und eine Heizung hatte. Aber leider gab es dort auch Wanzen, die trotz Ausräucherung immer wieder auftraten. Diese Tatsache erschwerte eine Wohnungssuche, denn es war bekannt, dass „die aus Polen“ gegen diese kleinen Tiere anzukämpfen hatten. Die Vermieter hatten große Angst, dass sich in ihren Häusern Wanzen einnisten könnten. Die Flüchtlinge hatten es nicht leicht, sich in Lehnin einzuleben. Sie wurden neugierig und auch abfällig beobachtet. „Wir hatten ja so gut wie keine Kleidung mehr und mussten daher häufig waschen“, so erzählte Frau Reder. „Jedes Mal hieß es dann: ihr habt immer Wäsche, ihr seid wohl etwas Besonderes.“

Langsam zog wieder Normalität ein, Frau Reder fand eine Wohnung und eine Arbeitsstelle. 1949 kam ihr Mann aus der Gefangenschaft zurück, sie bekamen noch einen Sohn, der heute ganz in ihrer Nähe lebt.

Vor etwa drei Jahren bekam sie für ihre zweite, die unfreiwillige Flucht eine Einmalentschädigung in Höhe von 4.000,- DM. Anhand jener Papiere, die noch in der alten Aktentasche ihres inzwischen längst verstorbenen Vaters lagen, konnte sie beweisen, dass sie zur Flucht gezwungen wurden.

„Aber was war unsere Flucht gegen die Fluchtbewegungen heute? Wir hatten trotz allem eine Perspektive. Die Flüchtlinge aus Afghanistan haben keine Perspektive – und das erschreckt mich!“ Mit diesen Worten endete mein Gespräch mit Frau Reder.

Unter fremdem Tannenbaum

Weihnachten einmal anders

Claudia Ondracek / Die Flucht vor dem Weihnachtsfest im trauten Kreis meiner Familie war beschlossen. Ich wollte endlich mal anders feiern: mit meinem Freund und Freunden.

Unter dem Familienweihnachtsbaum lief immer alles gleich ab. Und das seit 25 Jahren! Abwechslung gab es nur bei den Geschenken. Und beim Weihnachtsbaum – der war mal krummer, kahler oder nadelnder. Zumindest fand meine Mutter den Baum vom letzten Jahr immer schöner, auch das ein Konstante.

Vormittags gab es jedesmal Debatten, wann endlich der Weihnachtsbaum in den Ständer kam, denn die zwei Herren der Familie trödelten liebend gerne herum.

Und am Nachmittag zogen auch immer kurz graue Wolken auf, wenn wir vor dem Bad Schlange standen, bevor dann mit dem Kaffee der ruhigere Teil des „Heiligen Abends“ eingeläutet wurde. Obwohl, so ruhig war es dann auch wieder nicht. Denn eigentlich schafften wir es nie, so pünktlich zur Kirche zu starten, dass wir noch einen Sitzplatz bekamen. Und mein Revolteversuch – „Ich fahr ohne euch los!“ – scheiterte auch kläglich, weil ich meist die Letzte im Bad war! Also: Ich glaube, ich habe „Vom Himmel hoch“ immer im Stehen gesungen.

Natürlich waren meine Eltern von meinem Flucht-Entschluss nicht begeistert. Wer ist das schon nach 25 Jahren? Aber sie haben dann doch lächelnd zugestimmt – großmütig oder notgedrungen, wer weiß das schon?

Aber wieso mit einem Lächeln?

Egal, ich fühlte mich irgendwie frei – und stolz. Endlich konnte ich Weihnachten mal so gestalten, wie ich es wollte. Dachte ich!



In die Kneipe lockte es mich nicht. Ich wollte lieber zu Hause mit Freunden und einem Weihnachtsbaum feiern. Ein Weihnachtsbaum? Mein Freund schaute mich erstaunt an. Klar, was ist denn Weihnachten ohne einen Tannenbaum, selbst wenn es nur ein kleiner ist?

Und so tigerte ich los und besorgte Holzfiguren, einen Ständer und Kerzen. Echte Kerzen natürlich! Aufgestellt haben wir den Tannenbaum erst am Weihnachtsmorgen. Ist doch

klar, das war bei uns in der Familie schon immer so. Nur etwas war anders: Bei „Vom Himmel hoch“ musste ich nicht stehen, wir waren nämlich rechtzeitig in der Kirche, sogar ganz ohne Revolte!

Aber damit war das Singen für dieses Weihnachtsfest auch schon ad acta, denn wir hatten weder Liederbücher, noch wollte mein Freund zu Hause im Kerzenschein Weihnachtslieder singen. Sehnsüchtig dachte ich an das Trällern in unserer Familie – in völlig schiefen Tonlagen, aber von Herzen unter dem brennenden Weihnachtsbaum.

Und als wir uns mit unseren Freunden an den Tisch setzten, fehlte noch etwas. Ach ja, die Bilderbuch-Weihnachtsgeschichte! Die haben mein Bruder und ich jedes Jahr aufs Neue vorgelesen. Manchmal grinsend, aber immer von Anfang bis Ende. Denn ohne sie wäre der Heilige Abend nur halb so schön gewesen. Zumindest im Kreis meiner Familie.

Jetzt verstand ich, warum meine Eltern gelächelt hatten. Da bin ich schnell zum Telefon gegangen und habe angerufen – zu Hause. Nur um zu wissen, was sie gerade machen. Dabei wusste ich es nur zu genau: Das Fondue stand auf dem Tisch, wie jedes Jahr ...

Das Dilemma des Schützen Tim Gray

Eine wahre Geschichte

Stephen Summers; George James/
Tim Gray tritt mit 17 Jahren in die
Armee ein und schon 17 Stunden
nach seiner Unterschrift, sitzt er in
einem Flugzeug zum Ausbildungslager
in Fort Benning, Georgia/USA.

Nicht einmal ein Jahr später, ist er ge-
nauso schnell wieder weg: Am 4.
September 2001 verlässt er seine Ein-
heit, weil er um sein Leben fürchtet.
Er ist jetzt AWOL, im Armeejargon
„Abwesend ohne Erlaubnis“.

Die Lebensgeschichte von Tim Gray wäre ein großartiger Rap-Song für EMINEM

Die Lebensgeschichte von Tim
Gray wäre ein großartiger Rap-Song
für EMINEM.

Sein Vater ist Seemann in der Ma-
rine und selten zu Hause. Tim ist fünf
Jahre alt, als er stirbt, und er kennt
ihn kaum. Seine Mutter muss jeden
Job annehmen, um sie über Wasser
zu halten. Tim wächst in einer über-
wiegend afrikanisch-amerikanischen
Gegend in Decatur, Illinois auf. Als er
12 Jahre alt ist, heiratet seine Mutter
ein zweites Mal, zieht in ein kleines
Bauerndorf in Indiana und findet Ar-
beit in einer Fabrik.

Tim wird sein ganzes Leben lang
schikaniert. „Ich glaube, weil mich
alle immer als Punk (hat im Amerika-
nischen die ursprüngliche Bedeutung
von Rotznase) betrachtet haben“, sagt
er.

In seiner neuen Heimat in Indiana
wird ihm klar, was es wirklich heißt,
ein „Punk“ zu sein, denn der größte
Teil seiner Altersgenossen sind dort
Skinheads. „Ich war zwar weiß, aber

sie wollten mich trotzdem schlagen,
weil ich nicht von dort war“, erzählt
Tim.

Doch Tim lernt seine Lektion –
und schlägt zurück. Er geht zur High
School, in der Hoffnung, später das
College besuchen und dann Architek-
tur studieren zu können. Aber mit 16
Jahren wird er von der Schule ge-
schmissen, weil er in 19 Wochen 17
Prügeleien hat.

Ein Job bei McDonalds ist nicht
das Richtige. Also verbringt er seine
Zeit auf der Straße und kommt in
Kontakt mit der Drogenszene. Er
wird bei einem Bagatelldiebstahl er-
wischt und der Richter verurteilt ihn
auf Bewährung. Tim wird klar, dass
er nur zwei Perspektiven hat: Entwe-
der wird er irgendwann im Gefängnis
landen oder er geht zum Militär. Er
entscheidet sich für Letzteres.

„Geh zur Infanterie“, sagt der
Feldwebel in der Rekrutierungsstelle,
„es ist die größte und die beste.“ Tim
träumt davon, ein Ranger zu werden.
„Dann wird es keiner mehr wagen,
mich zu schikanieren“, denkt er.

Seine Eltern sind damit einverstan-
den. Sie geben ihm die schriftliche Er-
laubnis, die er braucht, um mit 17 in
die Armee einzutreten. Er verabschie-
det sich von zu Hause und tritt bald
seine Grundausbildung in Fort Ben-
ning, Georgia, an.

Die Ausbilder in der Armee haben
die Angewohnheit, Individuen mit ei-
nem starken Willen, wie Tim, auszu-
filtern. Sie sind die wilden Pferde, die
gezähnt werden müssen, um dem
Rest der Truppe zu zeigen, dass die
Armee wie eine Maschine funk-
tioniert.

„Das Training war hart“, sagt Tim,
„besonders für mich“. Warum? „Weil
sie mich einfach aus der Menge raus-
gepickt haben, da sie mein Gesicht

nicht mochten. ... Jeden Tag wirst du
fertig gemacht, immer wieder!“

Sie machen die doppelte Heraus-
forderung für ihn zum Prinzip ? und
er denkt das erste Mal kurz daran,
seine Sachen zu packen und zu ge-
hen. Aber er will lernen, was sie in
der Rekrutenwerbung gesagt haben:
„Gib alles, was du kannst.“ Und er
hofft immer noch, dass nach der
Grundausbildung für ihn ein neues
Leben beginnt. Doch eines weiß er,
Ranger will er auf keinen Fall mehr
werden.

Die „B Company, Second Platoon
of the 1-26th Infantry at Ledward
Barracks“ in Schweinfurt wird im Juli
2001 sein neues zu Hause.

„Ich mochte die Armee immer
noch“, sagt Tim. Aber schon am ers-
ten Dienstag picken sie ihn wieder
heraus. Das Leben wird für Tim zur
Hölle. Tag für Tag ein Paket voller
Stress und Unruhe. Er beginnt, viel
zu trinken, um der Langeweile und
dem Leiden zu entkommen. Das ist
nicht ungewöhnlich, denn ? so Tim:
„Jeder in der Einheit nimmt Drogen
und trinkt, nur um die tägliche Schei-
ße in der Armee zu überleben.“

**„Jeder in der Einheit
nimmt Drogen und trinkt,
nur um die tägliche
Scheißr in der Armee zu
überleben.“**

Während die anderen Soldaten je-
doch den Disziplinarmaßnahmen für
das Nichteinhalten von Regeln ent-
kommen, muss Tim für das kleinste
Staubkorn auf seiner Uniform in die
Liegestütze gehen. Er wird „für nahe-
zu alles“ abgemahnt, und einmal er-
wischen sie ihn sogar, als er die Ka-
serne ohne Erlaubnis verlässt.

„Ich war immer auf Stubenarrest“, sagt er, „wenn ich zu einer Party wollte, wie die anderen Jungs, musste ich mich heimlich davonschleichen.“ Bald kennen alle auf dem Stützpunkt seinen Namen, die Leutnants, die Hauptleute, sogar der Kolonel. Wenn sie seinen Namen vernehmen, sagen sie: „Oh, du bist Gray, wir haben schon viel von dir gehört.“

Und was haben sie gehört? Dass Tim einer ist, der widerspricht, einer, der immer hinterfragt was die Kommandeure ihm befehlen. Dass er, wenn er um Sprecherlaubnis bittet, die Sachen kritisiert, die ihm nicht gefallen, oder einfach weitere Fragen stellt.

„Sie wollen nicht hören, dass sie im Unrecht sind“, sagt Tim. „Aber ich habe einen freien Geist. Ich bin keine Maschine und sie wissen das. Ich erledige meinen Job, so gut ich kann. Wenn sie meine Seite der Geschichte nicht hören wollen, nicht einmal versuchen zuzuhören, dann melde ich mich und stelle die Dinge auch aus meiner Sicht dar.“

Offizielle Disziplinarmaßnahmen wandeln sich schnell in gewalttätige. Im August fordert ihn sein Feldwebel auf, einen Aufsatz mit 10.000 Wörtern zu schreiben – mit dem Thema, warum Tim beim Militär sein möchte. In der Nacht schläft Tim kaum. Und am nächsten Tag legt er einem Aufsatz mit 1000 Wörtern vor. Der 1.87 Meter große Muskelprotz von einem Feldwebel fordert die anderen auf, den Raum zu verlassen. Dann packt er Tim am Hals und schleudert ihn gegen die Wand.

Tim bleibt gelassen, wie er es gelernt hat. Er wird weggeschickt. Am nächsten Tag sagt man ihm erneut, dass er immer noch den 10.000 Wörter-Aufsatz schreiben muss. Wieder schafft er nur 2000 Wörter. Sein Feldwebel wird wütend. Er stürzt sich schreiend auf Tim, schlägt ihn zu Boden und haut dann zweimal mit ei-



Tim Gray

nem Metallstuhl auf ihn ein. Tim verlässt zitternd den Raum.

„Ich hatte Angst, dass er mich umbringen würde“, sagt er. „Nur weil ich cool blieb und in militärischer Haltung aufstand, konnte ich weitere körperliche Übergriffe verhindern.“

Am nächsten Tag reicht Tim auf dem offiziellen Kommandoweg eine Beschwerde ein. Doch die höheren Ränge ignorieren seine Rechte auf allen Ebenen und sagen ihm, er solle an seine Arbeit gehen. Sein Leutnant versucht ihm sogar auszureden, einen JAG (Judge Advocate General), also

einen Rechtsanwalt zu verlangen. Sein Hauptmann schmeißt ihn aus dem Büro, ohne ihn überhaupt anzuhören. Und sein Feldwebel lacht ihm nur ins Gesicht und sagt: „Wer zum Teufel wird dir glauben, dass ich dich geschlagen habe. Ich bin seit 13 Jahren in der Armee und du erst seit sechs Monaten.“

Als der Rest seiner Einheit herausbekommt, dass Tim entschlossen ist, mit seiner Beschwerde weiterzumachen, wird alles noch schlimmer. Soldaten drohen ihm: Er solle aufpassen, dass er nicht eines Nachts die Treppe runterfalle oder in der Dusche ausrutsche und sich den Kopf aufschlage.

„Ein Soldat sagte sogar“, erzählt Tim, „dass meine Eltern mich das nächste Mal vielleicht auf dem Boden einer Mülltonne mit aufgeschlitzter Kehle sehen würden.“

Tim glaubt, dass die höheren Ränge dem Rest seines Zuges die Anweisung gaben, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und ihn auf Linie zurückzubringen. Seine Bitte nach Versetzung in eine andere Ein-

heit wird ihm verweigert.

Eines Abends, als Tim nach Dienstschluss unter der Dusche steht, kommen sechs Soldaten. Sie sprühen ihm etwas in die Augen, damit er sie nicht sehen kann, und treten und schlagen ihn.

In dieser Nacht schleicht sich Tim heimlich aus der Kaserne und betrinkt sich. Als er zum Stützpunkt zurückkommt, bleibt er vor dem Eingang stehen und denkt, dass es hinter dem Tor für ihn sehr gefährlich werden kann.

„Ich hatte Angst“, sagt er. „Es gab

Leute, die den Schlüssel zu meinem Zimmer hatten. Ich dachte, die würden mich umbringen ? also ging ich in den Park zum Schlafen.“

Seither ist er auf der Flucht. Nach einer Woche unerlaubter Abwesenheit, wird der Horror des World Trade Centers zu seinem persönlichen Horror. Von diesem Tag an ist ihm klar, dass sich seine Lage weiter verschlechtert hat. Denn durch die jetzige Kriegssituation wird seine Desertion eine Frage von Leben und Tod.

Tim würde sich sofort freiwillig stellen, wenn er wüsste, dass er sicher wäre. Aber er glaubt nicht, dass die Armee sich an Versprechen hält. Er ist ein Fußsoldat ? und laut Tim sind Infanterie-Soldaten austauschbar. „In der Armee hört niemand auf dich. Außer wenn du viel Geld oder einen hohen Rang hast. Sie interessieren sich nicht für deine Meinung oder was und wer du bist. Du hast nur an der Front zu stehen und ein Schutzschild zu sein, um dann vielleicht zu sterben.“

„Die Leute im Gefängnis haben mehr Rechte als ich. Das könnt ihr zitieren.“

Auf die Frage, ob andere Soldaten auch so wie er denken, antwortet er: „Sicher gibt es viele, die so denken wie ich, aber sie haben Angst, es laut zu sagen.“

Tim Gray ist in einem Dilemma. Er sieht sich in seiner Einheit Todesdrohungen gegenüber oder dem Tod in einem Krieg für irgendeine Sache, die nicht die seine ist.

„Ich glaube, es geht bei dem Krieg um Geld und Land“, sagt er. „Ich glaube, das ist alles inszeniert. Es steht mehr dahinter, als uns gesagt wird, und viele Menschen werden sterben, nur für das Geld.“

Er erinnert sich daran, was ihm seine Vorgesetzten sagten, als er im Juli 2001 nach Deutschland kam. Das

steht im krassen Kontrast zu dem, was ihm in der Grundausbildung gesagt wurde.

„In der Grundausbildung meinten sie, wenn du wegläufst bekommst du fünf Jahre Gefängnis und 25.000 \$ Geldstrafe, du musst einige Papiere unterschreiben“, erzählt Tim. „Aber wenn du zu deiner Einheit kommst, dann sagen sie dir: Wenn du desertierst, erwartet dich die Todesstrafe.“ Das „Uniform Code of Justice“ (Militärstrafrecht) sagt ausdrücklich: „Jede Person, die der Desertion oder des Versuchs zu desertieren überführt wird, soll bestraft werden, wenn das Vergehen während eines Krieges begangen wird, mit der Todesstrafe, oder einer anderen Strafe die das Kriegs-/Militärgericht verhängt.“

(Übersetzung aus © 885.ART 85. Desertion)

Tim Gray ist zur Armee gegangen, weil er vermeiden wollte, auf der Straße ermordet zu werden oder im Gefängnis zu landen. Aber nach weniger als einem Jahr in der US Armee ist er wieder mit Gefängnis und dem Tod konfrontiert. Er lacht, wenn er an die Ironie des Ganzen denkt. Dann wird er sehr ernst und fasst alle seine Erfahrungen beim Militär zusammen: „Die Leute im Gefängnis haben mehr Rechte als ich. Das könnt ihr zitieren.“

Kontakt: Stop The War Brigade & Vietnam Veterans Against the War-AI (Germany)

Tel: 0177/481 6128

Email:

*stopthewarbgde@hotmail.com
www.angelfire.lycos/jazz/stwb*

Christen für den Frieden

Eine kritische Stimme aus Amerika

George Hunsinger / Wie viele Menschen kennen Sie, die meinen skeptisch zu sein, die sich selbst dafür loben, dass sie nicht jeder Autorität glauben, die annehmen, sie sind weise, was die Belange der Welt betrifft? Aber jedes Mal schlucken sie die Lügen der Regierung wie ein dreijähriges Kind im Laden, wenn es den Weihnachtsmann erblickt. Haben Sie Acht vor dieser Falle! Lernen Sie, offiziellen Informationen zu misstrauen.

Lassen Sie uns einige dieser Missinformationen aufzählen.

George Hunsinger ist Professor für Systematische Theologie am Princeton Theological Seminary. Sein Forschungsgebiet liegt besonders in der Theologie Karl Barths (1886-1968). Er ist Pfarrer der Presbyterianischen Kirche und engagiert sich für die Friedensarbeit. In Zusammenarbeit mit dem Anti-Kriegs-Komitee Studierender aus Pittsburgh ist nebenstehender Text entstanden. (Übersetzt von Christina Franke)

Lüge 1

„Wir sind nicht im Krieg gegen das afghanische Volk. Wir versorgen die Leidenden sogar mit Nahrung.“

Realität

Afghanistan befindet sich mitten in einer schrecklichen Hungerkatastrophe. Selbst bevor die USA das Land bombardierten, gab das World Food Program (WFP) bekannt, dass sechs Millionen Menschen unmittelbar bedürftig sind, wenn sie nicht verhungern sollen. In Folge der enormen Flüchtlingsbewegungen nach den ersten Bombardierungen ist diese Zahl auf 7,5 Millionen gestiegen. Es ist unbekannt, wie hoch die derzeitige Zahl der Toten zu beziffern ist.

Bis Ende Oktober haben die USA 37.000 individuell gepackte Pakete abgeworfen. Rechnen Sie. Das ist genug, um 37.000 Menschen einen Tag lang am Leben zu halten. Es ist zudem bekannt, dass diese abgeworfenen Pakete eine zusätzliche Lebensgefahr darstellen, weil das Land vermint ist. Bereits bis jetzt hat es täglich zwischen 10 und 15 Unfälle mit diesen Landminen gegeben. Diese Zahl wird wohl auf der Suche nach Nahrungsmittelpaketen gestiegen sein.

Lüge 2

„Öl, wer spricht hier von Öl?“

Realität

Das Kaspische Meer hat die potenziell größten Öl-Vorkommen. So könnte Zentralasien zum neuen Mittleren Osten werden. Das Problem ist die Beförderung. Afghanistan besetzt eine wichtige strategische Position zwischen dem Kaspischen Meer und den Märkten des Indischen Subkontinentes sowie Ostasien. Es ist also bestes Territorium, um Pipelines zu bauen. Schon deshalb begrüßte damals die Öl-Company Unocal gemeinsam mit der amerikanischen Regierung die Machtübernahme durch die Taliban als eine Garantie für Stabilität. Das war ein Traum, aber unser Präsident und einige wichtige Vertreter des Ölgeschäftes haben es nicht aufgegeben, hier Profit-Möglichkeiten zu erkennen.

Lüge 3

„Die USA versuchen, die afghanische Bevölkerung von den Taliban zu befreien.“

Realität

Die USA, Russland, der Iran unterstützen eine Koalition von bewaffneten Truppen, die sich Nordallianz nennen. Deren Kämpfer stammen hauptsächlich aus ethnischen Minoritäten, die von den Taliban verfolgt wurden. Doch die Spur der Nordallianz ist nicht minder blutig. Gruppen wie die Revolutionary Association of the Women of Afghanistan (RAWA), die gegen den Fundamentalismus und für Demokratie kämpfen, haben offiziell bekannt gegeben, dass die fundamentalistischen Gangster der Nordallianz keine ernsthafte Alternative zu den Taliban sein können. Kein Wunder: Human Rights Watch klagt die Nordallianz an wegen ihrer lokalen Bombardements, direkter Attacken gegen die Bevölkerung, Massen-Exekutionen, Vergewaltigungen, Verfolgungen aufgrund religiöser Zugehörigkeit, wegen ihrer Rekrutierung von Kindern als Soldaten und wegen ihres Gebrauches von Landminen. Spätestens jetzt weiß jeder: Osama bin Laden war unter den Mujhaidin, die vom CIA rekrutiert wurden, um gegen die Sowjetunion zu kämpfen. Hier treffen wir die nächste Generation.

Lüge 4

„Amerika rückt zusammen.“

Realität

Zehntausende haben bereits ihre Arbeit verloren, besonders in der Flugzeug-Industrie. Die Regierung hat schnell mit einem Milliarden-Paket auf die Krise im Flug- und Flugzeuggeschäft reagiert, um die Gewinne der Shareholders aufrecht zu erhalten. Aber als es darum ging, Arbeiter und Angestellte in Lohn und Brot zu halten, erklärte der Kongressabgeordnete Dick Armey, dass dies gegen den ‚amerikanischen Geist‘ wäre. Vielleicht steht es im Kontrast zum amerikanischen Geist. Aber es ist eben der amerikanische Geist, der die arbeitende Bevölkerung zu den Bezahlenden für diese Krise macht und ihnen die finanzielle Last des teuren Krieges auflegt. Aber sicherlich hat es nichts mit „Zusammenrücken“ zu tun.

Und die größte Lüge:

„Es ist möglich, einen Krieg gegen den Terrorismus zu gewinnen.“

Realität

Terrorismus ist eine Taktik, nicht eine politische oder soziale Größe an und für sich. Jeder kann terroristische Methoden nutzen. Die Idee, dagegen einen Krieg zu führen, ist unehrlich und ungefähr genauso abwegig wie der Krieg gegen Drogen. Auch der Einsatz von Nahrung nach der Art ‚politischer Waffen‘, das Gesamtbombardement, die Bewaffnung von Truppen wie der Nordallianz, also religiösen Fanatikern, kann ebenso als terroristisch gelten. Dieser Krieg wird wegen materieller Interessen und Machtfragen geführt, und im Horizont dieser Interesse sind die USA bereit, das Wort Terrorismus zu füllen, wie immer sie es brauchen. Die eigenen Terroristen können sie sogar Friedenskämpfer nennen. Es ist ein krankes Spiel, wenn die USA die echte Trauer und den Zorn der Amerikaner nach dem 11. September manipuliert. Glauben Sie dem nicht eine Sekunde!

Sie müssen auf die Flucht, was nehmen Sie mit? - Fünf Nennungen, bitte!



Rosl Teschendorf, 62

1. Kinder
2. Essen
3. Trinken
4. Papiere
5. Geld



Jonas Kienen, 20

1. Bücher
2. Frauen
3. Telefon
4. Werkzeug
5. Schreibsachen



Heidi Gehrmann, 40

1. Decke
2. Buch
3. Trinken
4. Meerschweinchen
5. Foto

Natascha Arsalan, 32

1. Messer
2. Handy
3. Feuerzeug
4. Zigaretten
5. Portemonnaie



Karin Hille, 45

1. meinen Mann
2. Laufschuhe
3. Gitarre
4. Buch
5. Schlafsack

Monika Grimkowski, 61

1. Jörg Machel
2. ein Foto
3. Ausweispapiere
4. warme Jacke
5. feste Schuhe



Albrecht Tübke, 30

1. Radio
2. Handy
3. Buch
4. Stift
5. Papier

Markus Wilhelm

1. Familie
2. warme Sachen
3. Handy
4. Bibel
5. Portemonnaie



Flüchtlinge im Sudan

Vom schwierigen Zusammenleben der Dinkas und der Nuer in Marial

Friederike Palandt / Von Juli 2000 bis Juli 2001 hatte ich die Möglichkeit, als Krankenschwester und Medizinpädagogin mit „Ärzte ohne Grenzen“ in einem Krankenhaus in Marial zu arbeiten, einem kleinen Dorf etwa 150 km östlich von Wau, der nächstgrößeren Stadt im Bhar-el Ghazar Gebiet im Südsudan.

Im Sudan herrscht seit 1956 Bürgerkrieg mit einer kurzen Friedens-

Norden des Landes. Die nordsudanesische Regierung besitzt Ölquellen im Südsudan. Mit dem Ölverkauf finanziert sie zum größten Teil den Krieg. Die Menschen in diesen Regionen des Südsudan werden vertrieben oder

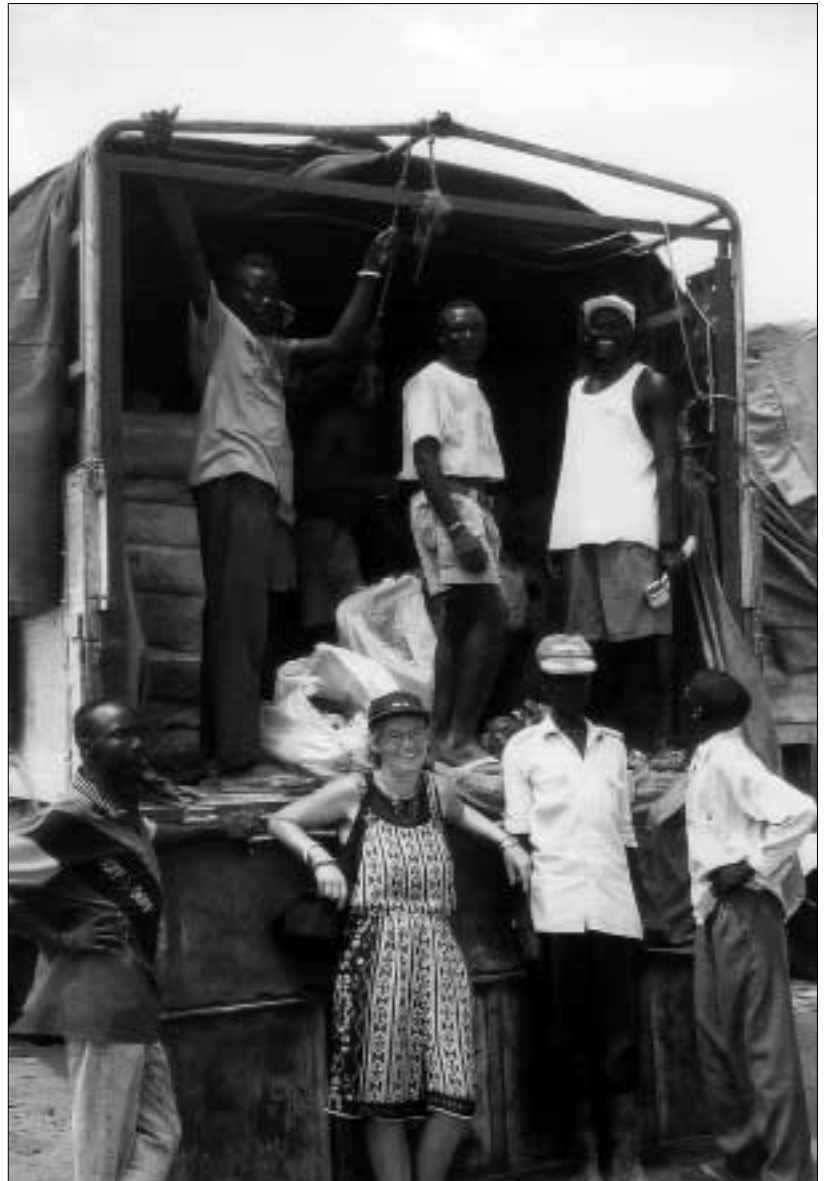
schlimmer noch, in den Norden beziehungsweise in die Nachbarländer Kongo und Tschad verschleppt und versklavt. Viele Menschen sind auf der Flucht vor dem Krieg, wollen sich irgendwo im Lande an einem siche-

Friederike Palandt war als Medizinpädagogin und Krankenschwester für ein Jahr im Südsudan am Aufbau eines lokalen Krankenhauses beteiligt.

Dieses Projekt wird finanziert von „Ärzte ohne Grenzen“.

Sie wird voraussichtlich noch Mitte Dezember in den Südsudan zurückkehren, um ein neues Projekt im Gesundheitsbereich mit aufzubauen.

pause von 1976 bis 1983. In diesem Krieg kämpfen verschiedene Rebellen Gruppen im Süden für ein unabhängiges Südsudan. Nordsudan ist überwiegend moslemisch geprägt, der Süden dagegen christlich oder animistisch (Naturreligionen). In dem Krieg geht es aber auch um wirtschaftliche Interessen. Der Süden ist reich an Öl, Gold und hat mehr Wasser als der



Friederike Palandt und einheimische Helfer



Frauen vom Stamm der Nuer auf dem Weg zur Ausgabe der Spenden

teilig fühlten. Es kam zu Überfällen der Dinkas auf die Nuer und führte zu Streit und Missgunst. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es sehr schwierig ist, von aussen einzugreifen, vor allem mit materiellen Gütern. Die Dinkas, die Gastgeber, besitzen ebenfalls wenig materielle Werte und können es nicht verstehen, dass die „Eindringlinge“, die Nuer, Dinge geschenkt bekommen, die sie selbst nicht haben. Mit dieser Verteilaktion haben wir mehr Unfrieden gestiftet, als vorher da war, obwohl wir dachten, wir tun den Nuern etwas Gutes, da sie wirklich gar nichts hatten.

Dies hat mir gezeigt, dass man nie den Flüchtlingen alleine helfen sollte, sondern immer auch das Gastland dabei berücksichtigen muss, beziehungsweise das Gastland die Art der Hilfe entscheiden muss. Ich habe aber auch die erfreuliche Erfahrung gemacht, dass es viele eheliche Verbindungen, viele Freundschaften unter Dinkas und Nuern gab und sie sich gegenseitig respektierten und oft auch die jeweilig andere Sprache beherrschten.

ren Ort niederlassen oder versuchen, in die großen Flüchtlingslager im Norden von Kenia oder Uganda auszuwandern.

In Marial leben Menschen vom Stamm der Dinkas, dem zahlenmäßig größten Volk im Sudan, aber auch viele Flüchtlinge vom Stamm der Nuer, die vor dem Krieg geflohen sind. Bis zum Jahre 1999 bekriegten sich die Nachbarvölker Dinka und Nuer. Im Februar 1999 gab es ein Friedensabkommen zwischen den beiden Völkern und seit dieser Zeit kommen immer mehr Nuer auf der Flucht nach Marial. Die beiden Völker leben recht friedlich miteinander, es kommt aber auch immer wieder zu Auseinandersetzungen um Kühe. Nuer werden bei den Dinkas recht schnell beschuldigt, die Diebe zu sein, wenn etwas gestohlen wird.

Die Nuer kommen meist nur mit dem Nötigsten, es fehlt ihnen so ziemlich an allem. Sie sind abhängig von den Dinkas, dass diese ihnen zu essen geben und ihnen Land abtreten, wo sie sich niederlassen, anbauen und ihre Tiere weiden lassen können. Die UNHCR hat im April 2001 eine Kampagne gestartet, um den Nuern bei der Ansiedlung zu helfen. Die

UN-Organisation hat einen LKW mit den grundlegendsten Dingen geschickt, wie Decken, Kochtöpfen, Löffeln, Angelhaken, Angeschnüren und Kangas (Baumwolltücher zum Bekleiden), die wir von „Ärzte ohne Grenzen“ an die Nuer verteilen sollten. Das war ein sehr schwieriges Unterfangen, da die Dinkas diese Dinge auch haben wollten und sich benach-



Flüchtlingskinder in Marial

Heimatlos auf immer!

Geschichten aus der Fremde

Jörg Machel / Heute weiß er keine Antwort mehr darauf, was das eigentlich ist: Heimat! Als Kind war es etwas ganz Selbstverständliches: Der Hof war Heimat, das Dorf war Heimat, die herrlichen Wiesen, die Wälder und Felder zu beiden Seiten der Wolga – das war seine Heimat. Dieses Bild ist verblasst, er kann sich kaum noch erinnern.

Er war ein kleiner Junge, als man die Familie aus der Heimat vertrieb und in Kasachstan ansiedelte. Diese fremde Welt sollte sein neues Zuhause sein, aber wirklich heimisch geworden ist er nie. Für die Ansässigen blieb er „der Deutsche“, obwohl seine Familie doch schon seit Generationen die Steuern in Rubel zahlte. Er blieb der Deutsche, auch als er die Sprache der Kindheit längst vergessen hatte und nur der Klang ihm noch vertraut war. Die Worte waren ihm fast alle verloren gegangen. Auch dort, auch in Kasachstan fand er Menschen, die er mochte, großzügige Menschen, warmherzige Menschen. Er fand sie unter den Kasachen wie unter den Russen, aber es blieb eine oberflächliche Verbundenheit.

Dass er andere Wurzeln hatte, blieb ihm immer bewusst, und wenn es Augenblicke gab, in denen er sie fast vergessen hatte, dann wurde er von außen wieder daran erinnert. Besonders während seiner Armeezeit hatte er es schwer. Da war er nur „der Deutsche“. Sein deutscher Name lag wie ein Kreuz auf seinen Schultern, das ihn drückte und ihm Schmerzen bereitete. Ein wenig bestaunten sie ihn wegen seines fremden Namens, aber sie misstrauten ihm auch. Sie luden ihm manche Kriegsschuld der verhassten Wehrmacht auf, obwohl er während des Krieges doch noch ein Kind war und keinen einzigen Reichsdeutschen zu Gesicht bekommen hatte, so viele Kilometer hinter der Front. Die Älteren ertrugen derlei Schmach besser, sie waren aufgewachsen mit dem Gefühl Deutsche zu sein, in eigenen Siedlungsgebieten. Er aber war in russische Schulen gegangen, hatte mit Kindern gespielt, die kein Wort Deutsch sprachen. Er verstand gar nicht, wenn man ihn wie einen Fremden behandelte. Anders als die Eltern und die älteren Geschwister hatte er sich gut eingelebt in Kasachstan. Er war zu jung, um Narben von der Vertreibung zurückbehalten zu haben. Und schließlich hatte er dann auch noch eine Russin geheiratet, was die Familie ihm wohl nie so ganz verziehen hat.

So war er denn auch der Letzte, der nach Deutschland kam. Er, die Frau und zwei Kinder kamen, als der Wind sich schon gründlich gedreht hatte. Anfangs waren es die sowjetischen Behörden, die keinen gehen lassen wollten. Jetzt musste man den Deutschen nachweisen, dass man ein Recht hatte zu kommen. Bei ihm war das nicht schwierig. Alle Geschwister, Neffen und Nichten leben seit langem in der „alten Heimat“, wie sie in der Familie gern sagen.

Er empfindet es anders. Er ist nicht in der „alten Heimat“ angekommen. Er fühlt sich hier noch fremder als im fernen Asien. Nichtmal die Sprache kann er wirklich sprechen. Mit den paar Kinderworten im Gedächtnis hat er sich schon oft blamiert. Nur mit dem Namen ist er Zuhause angekommen. Der erregt kein Aufsehen mehr. Doch selbst das macht Probleme – kaum jemand will begreifen, wie er mit einem so urdeutschen Namen so fremd sein kann in diesem Land.

Manchmal geht er dorthin, wo sich die Russen treffen in der Stadt, in bestimmte Restaurants. Manchmal geht er sogar in die orthodoxe Kirche, nur um wieder mal von seiner Muttersprache umgeben zu sein und in den vertrauten Klang einzutauchen.

Wenn ihn jemand fragt, ob er wieder zurück möchte nach Kasachstan, dann antwortet er: „Es ist mir gleich, denn in der Fremde sterben werde ich in jedem Fall!“

In der Freiheit eingesperrt

Das Leben unbegleiteter, minderjähriger Flüchtlinge in Deutschland

Matthias Zuber / Die Farbe seiner Familie ist Rot. Rot wie das Zeichen der Sparkasse gegenüber oder der Lack des Geländers im Treppenhaus. Rot wie das Logo auf dem Plakat der „Partner für Berlin“. Oder rot wie Blut. Davon hat er eine ganze Menge gesehen in den 16 Jahren seines Lebens. Mateus gehört zur „Family G“. Die Mitglieder der „Family G“ sind Jungs aus Angola, die es nach Berlin verschlagen hat, und die alle zumindest ein rotes Kleidungsstück tragen – als Erkennungszeichen. Sie kamen hierher ohne Eltern, ohne Verwandte, ohne Familie: allein. Sie leben hier als Asylbewerber oder ohne irgendeine Aufenthaltsgenehmigung, wie Mateus. Mateus ist illegal. Wie er, halten sich zur Zeit 5.000 bis 10.000 minderjährige, unbegleitete Flüchtlinge in Deutschland auf. Genaue Zahlen gibt es nicht. Es gibt keine amtlichen Statistiken, nur Schätzungen verschiedener Flüchtlingshilfe-Organisationen. Die Kinder fliehen vor Krieg, Verfolgung, Hunger, Armut und Gewalt. So verschieden wie die Schicksale der Jungen und Mädchen, sind auch die Gründe für die Flucht aus der Heimat.

Meist können die Kinder keine asylrelevanten Gründe für ihre Flucht angeben. Die Folge: Abschiebung.

Mateus sitzt auf einem Bett. Über ihm hängen Poster amerikanischer Rap-Stars. Fußballspieler oder Rapper möchte er werden. Einer von den harten, schwarzen Jungs, die Erfolg haben und von allen geachtet werden. Und die deshalb hier in Deutsch-

land bleiben dürfen. In Mateus Gesicht hat sich seine Geschichte eingeschrieben. Geschrieben ist sie in Narben, von denen nur einige sichtbar sind. Die meisten liegen tief unter der Haut. Er kommt aus dem Süden Angolas. In der Provinz Bié ist er geboren, sagt er. Sein Vater wurde getötet noch bevor er auf die Welt kam. Bié ist laut einem Bericht der Vereinten Nationen der furchtbarste Ort, an dem man geboren werden kann. Noch bevor der dritte Angolanische Bürgerkrieg 1998 ausbrach, waren dort 97 Prozent aller Kinder dem Kriegsgeschehen direkt ausgesetzt. Ein Drittel von ihnen hat zwischen 1992 und 1994 seine Eltern verloren. Fast 90 Prozent waren Opfer von Bombardements. Zwei Drittel dieser Kinder wurden von Landminen verstümmelt. Der gleiche Prozentsatz hat Menschen sterben sehen oder war direkt bei deren Ermordung dabei. Vor knapp zwei Jahren schlug in das Haus, in dem Mateus mit seiner Mutter wohnte, eine Bombe ein. Seine Mutter war sofort tot. Er wurde mit schweren Kopfverletzungen in ein Krankenhaus gebracht. Man transportierte ihn von dort in die 900 Kilometer entfernte Hauptstadt Luanda in ein Lager des Roten Kreuzes. Nach seiner Genesung schlägt sich Mateus auf den Straßen der Metropole durch. Wie, das will er nicht erzählen. Luanda ist nach Tokio weltweit die Hauptstadt mit den höchsten Lebenshaltungskosten. Vier Millionen Menschen leben dort in unvorstellbarer Armut, vegetieren in Erdlöchern, während einige Hundert unermesslich reich sind. Die Angestellten von Ölfirmen, Banken und internationalen Beraterfirmen müssen für ein Zimmer mit Meerblick bis zu 15.000 Dollar monatlich auf den Tisch legen.

Nach einigen Monaten macht ein Portugiese, den er aus dem Lager kennt, Mateus den Vorschlag, ihn außer Landes zu bringen. Sie fliegen nach Moskau. Von dort geht die Reise per Auto weiter bis nach Berlin. Ein Freund des Portugiesen bringt ihn zur Clearingstelle.

Das Haus heißt offiziell „Erstaufnahme und Clearingstelle“ und ist ein Heim, das alle Minderjährigen aufnimmt, die in Berlin ohne Papiere und ohne Begleitung von Erwachsenen aufgegriffen werden. Die Einrichtung ist oft der erste feste Halt in einem rastlosen Leben zwischen Angst und Hoffnung. Von hier aus werden Ämtergänge, Arztbesuche, Deutschkurse und der Schulbesuch organisiert. Die Sozialarbeiter sollen zudem klären, woher die Kinder kommen, ob Verwandte in Deutschland leben und auf welchen Wegen sie ins Land gelangten. In der Regel sind die Jungen und Mädchen drei Monate dort. Innerhalb dieses Zeitraums bestimmt das Gericht einen Vormund.

Als Mateus vor fünf Monaten nach Treptow kam, lebten über 50 Jungen und Mädchen aus über 20 Nationen in der Clearingstelle. Die Jüngsten waren drei, die Ältesten 18 Jahre alt. Nach dem in Berlin gängigen Verfahren für unbegleitete, minderjährige Flüchtlinge unter 16 Jahren setzt das Gericht meist eine Amtsvormundschaft ein. Mit 16 Jahren muss der „UMF“, wie die Flüchtlingskinder im Amtsdeutsch abgekürzt heißen, dann seine ausländerrechtlichen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen. Zwar werden nach der UN-Kinderrechtskonvention alle Menschen bis zu ihrem 18. Lebensjahr als Kinder betrachtet, die besonderen Schutz

und Fürsorge benötigen. Doch was in der Bundesrepublik für deutsche und europäische Jungen und Mädchen gilt, gilt für jene aus Afrika oder Asien nicht. Die Deutschen unterschrieben die Konvention mit dem Vorbehalt, dass sie ausländerrechtliche Regelungen unberührt lässt. So werden in Deutschland unbegleitete, ausländische Kinder, die über 16 Jahre sind oder geschätzt werden, oft wie Erwachsene behandelt.

Am vierten oder fünften Tag in der Clearingstelle, so genau kann sich Mateus nicht mehr erinnern, muss er in den kleinen Raum gleich links neben dem Eingang. Herr Steinke, ein Mitarbeiter der Senatsverwaltung für Jugend, Familie und Sport, bittet ihn, sich zu setzen. Herr Steinke regelt gemeinsam mit einer Kollegin die verwaltungsrechtliche Betreuung der Ankömmlinge in der Clearingstelle. Wenn er der Meinung ist, dass ein minderjähriger Flüchtling bei seiner Altersangabe gelogen hat, greift die Ausführungsvorschrift „AV-MASY, Nummer 2, Ziffer 3, Buchstabe a bis c“. Der Flüchtling muss dann in einem vorstrukturierten Gespräch vor einem Gremium glaubhaft machen, dass er nicht asylmündig, das heißt noch keine sechzehn Jahre alt ist. Gelingt ihm das nicht, wird er oftmals über das bundesweit praktizierte Verteilungsverfahren irgendwo in der Republik in ein Asylbewerberheim gesteckt. Laut Statistik ist dies in einem Drittel der Fälle so. Diese Praxis kritisieren Flüchtlingshilfe-Organisationen und das Hochkommissariat für Flüchtlinge der Verei-

ten Nationen (UNHCR). „Kinder gehören nicht in Sammelunterkünfte zusammen mit Erwachsenen, sondern in Jugendhilfeeinrichtungen, wo sie altersgemäß betreut werden“, sagt Kate Hallvorsen, zuständig beim UNHCR für unbegleitete, minderjährige Flüchtlinge in Europa.

Laut der Geburtsurkunde, die Mateus dabei hat, ist er 15 Jahre alt. Nach einer kurzen Befragung aber entscheidet Steinke, dass Mateus zwi-

spricht nur ein paar Brocken Deutsch. Wenn sich die schweren, dunklen Holztüren hinter ihm schließen, wird er wieder allein sein. Allein in einer fremden, unverständlichen, grauen Welt.

Ein anderer Junge rät ihm lieber nicht zur Zentralen Anlaufstelle zu gehen. Er habe gehört, dass der Weg über einen Asylantrag der schnellste Weg zurück ins Chaos ist. Der andere Junge hat Recht. „In den meisten Fäl-

len beantragt die Amtsvormundschaft für ihre Mündel Asyl. Doch meist können die Kinder keine asylrelevanten Gründe für ihre Flucht angeben“, sagt Rechtsanwalt Ronald Reimann, der sich auf ausländerrechtliche Fragen spezialisiert hat. Die Folge: Abschiebung. „Ich sehe da ein gewisses Muster hinter diesem Vorgehen“, sagt Reimann. Für die Behörden ist das Verfahren billiger und schneller als der Weg über den Antrag auf eine Aufenthaltsbefugnis aus humanitären Gründen, was in den meisten Fällen eher im Interesse der Mädchen und Jungen wäre. Das erklärt auch Horst Böhmer, Sozialarbeiter im Bayouma-Haus. Er spricht mit Mateus und rät ihm, gegen die Alterseinschätzung zu klagen und einen Antrag auf Duldung aus humanitären Gründen zu stellen. Horst Böhmer besorgt Mateus einen Platz in einer Jugendunterkunft. Da lebt Mateus nun, illegal, mit ungewisser Zukunft.



schen 18 und 20 Jahre alt sei und hier im Haus nichts verloren hat. Er gibt Mateus einen Zettel mit der Wegbeschreibung zur Zentralen Anlaufstelle für Asyl.

Mateus ist verwirrt, weiß nicht so recht, was er machen soll. Er packt die paar Sachen, die er besitzt, zusammen. Eine Jacke zwei Hosen, T-Shirts, etwas Unterwäsche. Mateus

Stacheldraht. Eisenzaun. Auf dem See draußen ist Sonntag. Menschen in kleinen grünen, blauen und gelben Booten paddeln durch ihr Wochenende. Die Sonne scheint. Humberto

sitzt in einer großen Stahlschachtel. Es ist heiß in dem Container. Er blättert in einem alten Versandhauskatalog, schaut sich all die bunten Dinge an, die er wohl nie besitzen wird. Wie Mateus kommt Humberto aus Angola. Auch er landete nach seiner Ankunft in Deutschland in der Clearingstelle in Berlin. Jetzt ist er 20 Kilometer Luftlinie von der polnischen Grenze entfernt, sitzt in einem Asylbewerberheim an der Talsperre Quitzdorf in der Nähe des kleinen Dorfes Kollm. Er wurde im Altersfeststellungsverfahren von Frau Pretsch, der Kollegin von Herrn Steinke bei der Senatsverwaltung für Jugend, Familie und Sport, ebenfalls auf 18 bis 20 Jahre geschätzt. Geboren wurde Humberto am 30.09.1985, sagt er. Papiere habe er nie besessen. „In Angola gibt es kaum Dokumente von Behörden“, sagt er.

Humberto kommt aus Maquela, einer Stadt in der nordöstlichen Provinz Uige an der Grenze zu Zaire. Maquela ist eine hart umkämpfte Stadt. Am 11. September 1998 fiel sie an die UNITA-Rebellen, um zehn Tage später wieder von den Regierungstruppen der MPLA zurückerobert zu werden. Seitdem gibt es in der Gegend ständig Kämpfe. „Wir haben uns dann immer im Wald versteckt, um nicht getötet oder als Soldaten eingezogen zu werden“, erklärt Humberto. Seinen Vater kennt er nicht. „Der Krieg“, sagt er. Als er im Februar dieses Jahres mit seiner Mutter und seinem Bruder während heftiger Kämpfe wieder einmal in den Wald flieht, wird er von seiner Familie getrennt. Selbst nach tagelangem Suchen kann er sie nicht wiederfinden. Er weiß nicht, ob sie tot sind oder noch leben. Humberto beschließt mit einigen Freunden, zu Fuß in das 400 Kilometer entfernte Luanda zu gehen. Von den ursprünglich sieben Jungs kommen drei an. „Wir mussten unsere Freunde tot zurücklassen“, sagt Humberto und will nicht weiter darüber sprechen. In Lu-

anda schließen sich die Jungs einer Kinderstraßenbande an: „Wir haben gebetet, irgendwie da raus zu kommen.“ Ihre Gebete werden erhört. Ein Russe bietet ihnen an, einige von ihnen außer Landes zu bringen. Wie bei Mateus geht die Reise über Moskau nach Berlin.

Jetzt sitzt er an der polnischen Grenze. Gefangen. Der Stacheldraht, der Eisenzaun ist unüberwindbar. Der kahlgeschorene Mann mit dem blauen Hemd vom Sicherheitsdienst hat ihm sein vorläufiges Ausweispapier abgenommen. Und ohne Papiere kommt Humberto nicht raus, sitzt fest im kochend heißen Containerabteil. Humberto sagt, er wisse nicht, warum er hier ist und warum er nicht raus darf. Er will wieder nach Berlin zurück. Seitdem er hier ist – und das sind jetzt immerhin schon drei Monate – hat keiner von offizieller Seite mit ihm gesprochen: „Ich sitze, warte und bete.“ Von einigen älteren Angolanern hat er erfahren, dass das hier ein Asylbewerberheim ist. Er will kein Asyl. Die Frau aus Berlin, die ihm helfen will, hat gesagt, dass Asyl schlecht für ihn ist. Die Frau heißt Regine Bouèdibéla-Amangoua und engagiert sich in dem Verein AKINDA, der sich für die Rechte der jungen Flüchtlinge einsetzt. Sie hat die private Einzelvormundschaft für Humberto beantragt. Als Humberto nach Kollm verteilt wurde, hat sie ihm ein Papier mitgegeben, in dem steht, dass sie die Vormundschaft für ihn beantragt habe und sowohl er selbst wie auch sie als zukünftige Vormünderin keinen Asylantrag stellen möchte, sondern eine Duldung aus humanitären Gründen. Aus Angola hat sie Unterlagen angefordert, die Humbertos wahres Alter belegen sollen. Im Moment ist Humbertos Asylantrag ausgesetzt und beim zuständigen Amtsgericht in Sachsen läuft das Vormundschaftsverfahren. „Die Behörden machen mit den Kindern, was sie wollen“, sagt Regine Bouèdibéla-

Amangoua. „Die Jungen und Mädchen haben doch weder eine Ahnung von ihren Rechten, noch von dem, was ihnen eigentlich zusteht und was überhaupt hier abgeht.“

Durch den Stacheldraht kann Humberto die bunten Boote auf dem See der Talsperre Quitzdorf sehen. Er versteht nicht, warum er nicht raus darf. Der Mann mit dem kahlgeschorenen Schädel sagt: „Vorschrift.“ Rechtsanwalt Ronald Reimann sagt: „Freiheitsberaubung.“ Zwar sind Asylbewerber in ihrer Freizügigkeit eingeschränkt, sie müssen sich in dem zugewiesenen Landkreis aufhalten. Eine Pflicht, zu bestimmten Zeiten in der Unterkunft zu sein, gibt es aber nicht. Rein juristisch, so Reimann, gibt es keine Ermächtigungsgrundlage für so eine indirekte Ausgangssperre.

Durch die Gänge des Containers dröhnt Musik aus den verschiedenen Erdteilen. Die Töne versuchen sich aneinander zu klammern. Es gelingt ihnen nicht. Sie wollen sich nicht so recht vermischen, bleiben für Sekundenbruchteilen hart nebeneinander stehen, werden von den nächsten fremden Tönen abgelöst, denen es auch nicht gelingt, in Harmonie zusammenzuwachsen. Humberto sitzt über dem Versandhauskatalog und schwitzt. Er betet, dass er „irgendwie raus kommt“ und vielleicht auch, dass er irgendwann einmal so ein strahlend, unbeschwertes Konsumentenleben hat, wie die lächelnden Menschen in dem kleinen Plastikglück ihrer Warenhauswelt.

K wie Krieg

oder der Krieg ist die Krankheit

Eugen Drewermann / „Das ist Krieg“, erklärt der amerikanische Präsident George W. Bush, und er hat Recht. Der Terror hat eine neue Dimension erreicht. Schrecklich ist nicht nur, was am 11. September geschah, schrecklicher noch ist, wie es geschah. Flugzeuge wurden bislang entführt, um durch das zynische Spiel mit Menschenleben politische Ziele zu erpressen; vier Flugzeuge mit 260 Menschen an Bord in Bomben zu verwandeln, die Tausende töten – das gab es noch nie. „Alle sind unsere Feinde, ob Soldaten, ob Zivilisten. Das ist ein heiliger Krieg“, soll Osama bin Laden gesagt haben. Die Tat trägt die Züge dieses Geistes.

Doch wes Geistes Kinder sind wir? Da fällt das Wort: Krieg! Und plötzlich fallen wir wie durch einen dunklen Schacht um Jahrtausende zurück in die Zeit der Vormenschlichkeit. „Der Krieg“ schrieb Clausewitz vor über 200 Jahren, „hat die Tendenz, zum äußersten zu schreiten.“ Das ganze 20. Jahrhundert bestätigt diese These. Das planquadratweise Ausrotten von Menschen mit allem, was zum Morden taugt: mit Bajonetten, Handgranaten, Giftgas, das in den Lungen zu Salzsäure wird, Kettenfahrzeugen, die über Menschenleiber hinwegfahren – mehr geht nicht, glaubte Erich Maria Remarque um 1930. Es ging! Hitlers verbrecherischer Krieg. 30.000 Tote im Feuersturm von Hamburg 1943, 70.000 Tote im Terrorangriff auf Dresden 1945, 100.000 Tote in wenigen Sekunden am 6. August 1945 um 8.15 Uhr in Hiroshima, 80.000 Tote drei Tage später in Nagasaki... Immer noch nicht genug! Man brauchte die Wasserstoffbombe, man brauchte die Neutronenbombe, man zeigt sich willens, für 120 Milliarden Dollar den

„Krieg der Sterne“ als „Sicherheitschutzschild“ vorzubereiten; doch wir kommen aus der Spirale der Angst, der Gewalt und der Gegengewalt nicht heraus, solange wir unter Frieden immer noch den Sieg über mögliche Feinde, unter Sicherheit immer noch die maximale Kapazität zum Töten verstehen.

Ist ein Krieg ein legitimes Mittel der Politik, wenn er von einer rechtmäßigen Autorität wie dem Staat erklärt wird? So dachten die Römer, so lehrte Augustin. Doch Staaten können verbrecherisch sein, das zeigt das 20. Jahrhundert. Und was ist mit den Völkern, die beanspruchen, Staaten zu bilden, doch durch Unterdrückung daran gehindert werden? Jede Freiheitsbewegung, mit Ausnahme Indiens unter dem wunderbaren Mahatma Gandhi, musste durch den Blutsee des Terrors waten, weil ihr die Kolonial- oder Territorialmächte die Freiheit verwehrt: die Vietnamesen gegen Franzosen und Amerikaner, die Algerier gegen die Franzosen, die Kenyaner gegen die Briten... Staatenbildung durch Terror – das war die Auflösungsphase des „Rechts“ der westlichen Welt auf den Rest der Welt. Staatsterror, Gegenterror und im Erfolgsfall, wenn man unmenschlich genug war „durchzuhalten“, die internationale Anerkennung ... Was ist da „gut“, was „böse“, wenn alle Maßstäbe dahinfallen?

Das Grauen vom 11. September bietet eine Chance innezuhalten. Nichts sei mehr wie vorher, schreiben die Gazetten; doch die wirkliche Wandlung steht aus. Sie bestünde darin, den Krieg als solchen, egal von wem, egal für wen, zu ächten und der Gewalt in jeder Form, gleich für welches Ziel, entgegenzutreten. Einen „monumentalen Krieg gegen das

Böse“ ruft soeben G. W. Bush aus. Doch dürfen wir derart in mythischen Größen nach Schwarz und Weiß die Welt einteilen? Tun nicht genau das auch die „Gegner“, die wir bekämpfen wollen? Können wir die „Hölle“ besiegen, wenn wir durch unsere eigenen Taten selbst fähig zum Schlimmsten werden und jedem „Teufel“ noch Herr und Meister sein wollen?

Wir wollen und müssen den Terrorismus bekämpfen; doch wie? Da warten 15 bis 20 Millionen Kurden auf Freiheit, zum Teil auf Natogebiet, und man spielt mit ihnen Aufstand gegen Saddam Hussein. Da warten 2,5 Millionen Palästinenser auf das Recht auf Selbstbestimmung, und man zeigt sich außer Stande, die Verzweiflung zu begreifen, die Menschen in den Selbstmord treibt. Da sterben nach Schätzungen der UNO durch das amerikanisch-britische Handelsembargo gegen den Irak pro Monat etwa 3000 Menschen an Mangelversorgung – das sind in 10 Jahren seit 1991 rund 1 Million Menschen – ein stummer Krieg, fast unemerkt. Da rüstet man die Taliban im Kampf gegen die sowjetische Besatzungsarmee auf, nur um Afghanistan jetzt zum Erzfeind zu erklären. Da rüsten wir uns hoch aus Angst vor einem „Schurkenstaat“ wie Nordkorea... Nun denn: in Nordkorea starben in den letzten drei Jahren Millionen Menschen an Hunger; wie befreundet könnte Nordkorea uns sein, würden wir auch nur ein Weniges aus dem »Nationalen Verteidigungsfonds« für den Krieg der Sterne einsetzen zugunsten der Menschen in Not!

Wir könnten das Meerwasser entsalzen, wir könnten die Sahara fruchtbar machen, wir könnten 25 Millio-

nen Aids-Kranken weltweit helfen, wir könnten die Lepra beseitigen... – wir könnten die Ursachen von Krieg, Terror, Hass und Verzweiflung bekämpfen. Doch dann müssen wir aufhören, an „Vergeltung“, „Strafe“ und „Rache“ zu glauben. Dann müssen wir aufhören, wie ein Massenblatt der Springer-Presse dieser Tage, Menschen „ewige Hölle“ zu wünschen. Dann müssen wir aufhören, die Symptome einer menschheitlichen Krankheit „chirurgisch“ entfernen zu wollen, deren Keime wir selber verbreiten. Krieg ist kein Heilmittel. Er

ist die Krankheit selbst. Und Sicherheit gibt es nur durch Menschlichkeit und Verständigung, nicht durch „Stärke“, „Härte“, „Kontrolle“ und den Willen zum „Zuschlagen“. Es sollte eine Chance genutzt werden, dem paranoischen Kreislauf der Geschichte zu entrinnen. Oder – wir lernen mal wieder das Falsche.

Wie sagte doch jemand vor 2000 Jahren: Leistet dem Bösen nicht Widerstand, indem ihr selber das Böse tut. Oder: Besiegt das Böse durch das Gute.

Der Paderborner Theologe und Publizist Eugen Drewermann engagiert sich seit Jahrzehnten gegen Kriege und Kriegsgefahren. Der hier nachgedruckte Artikel erschien zuerst am 15. Januar 2001 in Neues Deutschland. Wir danken dem ND für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck.

„Flucht aus Berlin“

Gerhard Seyfrieds Comic als ultimative Ergänzung zu diesem paternoster



Gerhard Seyfried, der Künstler bei der Arbeit

Jörg Machel / Nur eine kurze Zeit waren die Ereignisse schneller als die Fantasie des Künstlers. Als Gerhard Seyfried die Geschichte einer Flucht aus Berlin ersann, da war die Mauer noch unüberwindbar hoch und die Minenfelder zwischen den deutschen Staaten waren hochexplosiv. Als seine Zeichengeschichte sich dem Ende näherte, fiel die auf Jahrhunderte konzipierte Mauer in einer Novembernacht in sich zusammen.

Um auf der Höhe der Zeit zu sein, musste nur wenig geändert werden, denn die Idee war der Realität um so vieles voraus, dass kleine Korrekturen genügten; und doch schien manches überzogen, als das Buch dann 1990 in erster Auflage erschien.

Der Zug von Neonazis durch das Brandenburger Tor schien mir damals, einzig dem schwarzen Humor von Gerhard Seyfried zu entspringen. Inzwischen hat das Brandenburger Tor für die Rechten eine fast so symbolische Bedeutung, wie die Straßenkrawalle zum ersten Mai für die Spontiszene.

Es war mir das reine Vergnügen, dieses Buch nach über zehn Jahren wieder zur Hand zu nehmen und sich der turbulenten Zeiten zu erinnern, die fast alles umgekrempelt haben, was so unverrückbar schien.

Die Themen von damals sind geblieben, die Absurdität des Comic wurde durch die Absurdität der Geschichte an manchen Punkten deutlich übertroffen.

Ich empfehle also für den Gabentisch: Gerhard Seyfried, Flucht aus Berlin, Europäische Verlagsanstalt / Rotbuch Verlag, Hamburg 1990, 9. Auflage 1999, 19,80 DM.

Neue Orgel

Die Emmaus-Kirche erhält eine neue Orgel. Die alte Walcker-Orgel von 1961 ist wegen ihrer Konstruktionsfehler nicht mehr zu reparieren.

Eine wirklich „neue“ Orgel können wir uns nicht leisten, aber wir haben in Amsterdam eine Orgel von 1960 gefunden, die sehr gut in unsere Kirche passt. Für die Gesamtkosten von ca. DM 130.000,- sind wir dringend auf Ihre Hilfe angewiesen!



Die neue Orgel in der Emmaus-Kirche
(Montage Kristin Huckauf)

Schenken Sie uns eine Orgelpfeife!
Folgende Kategorien für Pfeifenpatenschaften können wir anbieten:

I. 442 sehr kleine Pfeifen (0,5-10 cm): DM 10,- (EUR 5,-)

II. 364 kleine Pfeifen (10-50 cm): DM 70,- (EUR 35,-)

III. 273 mittlere Pfeifen (50-100 cm): DM 150,- (EUR 75,-)

IV. 110 große Pfeifen (1-2 m): DM 300,- (EUR 150,-)

V. 55 sehr große Pfeifen (2-3m): DM 500,- (EUR 250,-)

Sie können die Patenschaft für „Ihre Orgelpfeife“ per Überweisung (s.u.) oder bar in unserem Büro übernehmen. Ab Kategorie II stellen wir Ihnen gerne eine Spendenbescheinigung aus.

Über den genauen Fortgang des Orgelbaus und der Finanzierung werden wir Sie durch Aushänge und im Internet auf dem Laufenden halten (www.emmaus.de/orgel.html)

Überweisen Sie Ihre Spende bitte auf das Konto unseres Bauvereins:

Verein der Freunde der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Kto. 43 60 85-102, Postbank Berlin (BLZ 100 100 10)

oder:

KVA Stadtmitte, Emmaus-Ölberg

Konto 470 324 05 01, Berliner Bank AG (BLZ 100 200 00)

Stichwort: Orgel

Neue Mieter

In der ehemaligen Emmaus-Kita ist wieder lautes Kinderlachen zu hören. Die Räume sind seit Anfang September an den Verein Nestwärme vermietet, der dort eine kleine Kindertagesstätte betreibt.

Neuer Raum

Nachdem wir im Gemeindezentrum Ölberg viele Quadratmeter für die Gemeindegarbeit aufgegeben haben, ist nun im ehemaligen Werkraum unter dem Kinderhort ein sehr schöner Gruppenraum entstanden. Vor allem für die vielen Selbsthilfegruppen, die in unserer Gemeinde Gastrecht genießen, haben wir diesen Raum hergerichtet.

Neuer GKR

Insgesamt 190 Wählerinnen und Wähler haben über die Zusammensetzung des neuen Gemeindegkirchenrates entschieden.

Gewählt wurden:

Hans-Peter Diestelkamp-Franken,

Hans-Joachim Werner,

Sandra Henkel-Zuber

und Heike Krohn.

Als Nachrücker werden sich für die Gemeinde engagieren:

Peter Frunzke

und Thomas Brand

**Wir bedanken uns
bei allen unseren
Leserinnen und Lesern
für Ihr
Interesse an unserer
Gemeindegzeitschrift.
Wir wünschen Ihnen
eine frohe und friedliche
Advents- und
Weihnachtszeit
und Gottes Segen für die
Wege in das Neue Jahr.**

Das Redaktionsteam

Weihnachts-Gottesdienste

Heiligabend

16.00 Uhr Familiengottesdienst in der Emmaus-Kirche. Ein Vorbereitungsteam gestaltet diesen Gottesdienst speziell für unsere Kinder.

17.30 Uhr Christvesper in der Emmaus-Kirche unter Beteiligung unseres Posaunenchores. Die Predigt hält Vikar Michael Reinke.

23.00 Uhr Mitternachtsmette mit dem Chor unter der Leitung von Ingo Schulz in der Ölberg-Kirche. Die Predigt hält Pfarrer Jörg Machel.

1. Weihnachtstag 25.12.01

11.00 Uhr Abendmahlsgottesdienst in der Ölberg-Kirche. Die Predigt hält Jörg Machel.

2. Weihnachtstag 26.12.01

11.00 Uhr Familiengottesdienst mit Erzähltheater in der Ölberg-Kirche.

Evelyn, liebe Schwester!

Nach den Anschlägen vom 11. September komme auch ich nicht drum herum, mich mit meinem Amerikabild auseinanderzusetzen. 45 Jahre sind vergangen, seit Mutter und ich dich zum Flughafen brachten, um von dir Abschied zu nehmen. Als kurze Zeit später deine Hochzeitsfotos aus dem sonnigen Kalifornien ankamen, war ich mächtig stolz auf dich. Du hattest es geschafft und ich blieb allein am Lausitzer Platz zurück.

Familie, du weißt es, Fehlanzeige. Einen Vater, der seinen Arm um uns legt und uns zu verstehen gibt: Schön, dass es euch gibt; wir hatten ihn nicht.

Ich fühlte mich von allem angezogen, was mich meinem Alleinsein entriss und mich die Einsamkeit vergessen ließ. Und das war damals hier in Westberlin alles, was von euch aus Amerika zu uns herüber kam.

Amerika wurde zum Land unserer Träume. Wir kopierten die Moden und hörten nur noch amerikanische Musik. Wir wollten alles sein, nur nicht deutsch.

Heute sind wir flächendeckend mit Burger King und Mac Donalds versorgt. In den Tanzclubs der Stadt wird rund um die Uhr der Spaßgesellschaft gehuldigt. Das Berlin, nach dem du immer sehnsuchtsvoll in deinen Briefen fragst, gibt es nicht mehr.

Weihnachten naht und ich habe mir von den Dollars aus deinem letzten Brief ein Ölbild gekauft. Es stellt eine italienische Landschaft dar, ein wenig unwirklich, Capri bei Sonnenuntergang. Aber ich brauch das ab und zu zum Träumen, doch auch als Warnung. Die Abbildung ist genau so oberflächlich und kitschig wie mein Amerikabild von früher.

Ich war eingespannt in Phantasien und Träume, die sich andere ausgedacht hatten und ich war der Meinung, das wären meine eigenen. Ich denke, wir sollten nicht unser Leben träumen, sondern unseren Traum leben.

Gerade jetzt nach den Anschlägen bemühe ich mich, das alles richtig einzuordnen, und das heißt für mich, inne zu halten. Angst und Hysterie bewirken genau das Gegenteil.

Allen Menschen gehört die Erde und es wird Zeit, dass wir uns gegenseitig mit Respekt und Achtung begegnen, statt ewig neue Feindbilder zu erschaffen und aufeinander einzuprügeln.

Ich wünsche dir ein gesegnetes Weihnachtsfest und uns allen Frieden!

Dein Bruder Bernd

Unser nächstes Thema: Pause - über den Müßiggang

Hinweis: Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Impressum

paternoster
Die Zeitschrift der Evangelischen
Emmaus-Ölberg-Gemeinde
5. Jahrgang Nr. 3, Advent 2001

Herausgeber im Sinne des Presse-
rechts ist der Gemeindeglieder-
rat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion
Bernd Feuerhelm, Heike Krohn, Jörg
Machel, Claudia Ondracek, Dörte
Rothenburg, Ingo Schulz

Umschlag: Gerhard Seyfried, Flucht
aus Berlin, Europäische Verlagsan-
stalt / Rotbuch Verlag, Hamburg
1990, mit freundlicher Genehmi-
gung von Gerhard Seyfried

Redaktionsanschrift
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout
Jörg Machel und Ingo Schulz

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß EG-
Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Emmaus-Kirche, Lausitzer Platz 8a,
10997 Berlin
Telefon 030/ 61 69 31 -0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do, Fr 9-13 Uhr, Di 13-17 Uhr,
Mi geschlossen

Ölberg-Kirche, Lausitzer Straße 28/
Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Telefon 61 69 32 -17

Emmaus-Kirchhof, Hermannstr. 133,
12051 Berlin, Telefon 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Telefon 61 69 32 -15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Berliner Bank AG (BLZ 100 200 00),
Konto 4703240501
KVA/Emmaus/paternoster

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>

